

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4527) vierteljährlich 2,10 Mk., für 2 Monate 1,40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. zzgl. Postgebühren.

Redaktion: Tauscher Str. 10/21.
Telegraphisch: Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Anzerate werden die 5gepaaltene Pettzelle oder deren Raum mit 25 Pfg. für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Anzeraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Anzerate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauscher Straße 10/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen.

Reichskanzler und Zolltarif.

Leipzig, 25. Januar.

Der erste Monat des neuen Jahres neigt sich seinem Ende zu, und es wäre undankbar, zu verkennen, daß er sich nicht gar so übel angefallen hat. Die „Autorität“ der „starken Regierung“ hat mehr als eine empfindliche Schlappe erlitten, was immer und unter allen Umständen ein Vorteil für die nationalen Interessen ist, und die bisherigen Verhandlungen über die wichtigste Frage der inneren Politik haben wenigstens so viel gezeigt, daß die Brotwucherer ihr erhabenes Ziel längst nicht in dem Sturmschritt erreichen werden, den ihre Freihypothek aus ihrer „sicheren Majorität“ im Reichstage zu prophezeien gesucht haben.

Die „Granitbelagerung“ ist dem Reichskanzler sehr übel bekommen. Die englische Regierung hat sich durch das abgeschlossene Eilat, das Graf Bülow in schöpferischer Nachvollkommenheit von dem ersten Napoleon auf den alten Feind zurückdatierte, keineswegs imponieren lassen; sie identifizierte sich mit ihrem Kolonialsekretär, und Graf Bülow mit samt seinem „alldeutschen“ Gefolge hat das Nachsehen. Chamberlain ist sicherlich alles andere eher, als eine intellektuelle oder moralische Blüte der zivilisierten Menschheit, aber um so blamabler für den deutschen „Staatsmann“, der sich von ihm auf den Sand setzen läßt. Nebenliche Blamagen sind freilich auch schon zu Bismarcks Zeit vorgekommen, aber doch erst, als Bismarck selbst alt war und seinen Nepoten das Regiment überließ; inauguriert hat Bismarck seine ministerielle Laufbahn doch nicht mit derben Nasenflüßern, die er sich von auswärtigen Regierungen holte; ein Vorbild zu diesem „Erfolge“ des Grafen Bülow bietet die preussische Geschichte nur aus der Zeit des Ministeriums Manteuffel, das sich ebenfalls von seinen gehorsamen Federn als „stark“ verhielt.

Man sagt wohl, daß sich nur entartete Eöhne des Vaterlandes dazu erniedrigen könnten, ihre Genugthuung über die Niederlagen zu äußern, die sich die Regierung auf dem Gebiete der auswärtigen Politik hole. Allein diese ganze Rederei ist nichts als eine reaktionäre Finte, die Vassalle schon vor vierzig Jahren in ihrer ganzen Blöße enthüllt hat. Stellt ein Minister das Land vor dem Auslande bloß, so ist die patriotische Folgerung daraus die, daß er von seinem Plage muß, nicht jedoch die, daß sich die Nation solidarisch erklärt mit den Böden, die er schlägt. Denn sonst wäre wirklich nicht abzusehen, in welchem Sumpfe jeder beliebige unzulängliche Minister die Nation rudern könnte.

Zudem hat sie nicht einmal äußerlich irgend eine Verantwortlichkeit für die Thaten und Leiden des Grafen Bülow zu tragen; er betont selbst ja immer wieder, daß die Minister

von der Krone ernannt würden und bestreitet selbst die Verantwortlichkeit, die sie vor der Volksvertretung haben. Also mag es wohl die Krone etwas angehen — und wie sie darüber denkt, ist natürlich ihre Sache — ob sich die von ihr ernannten Minister vor dem Auslande blamieren. Allein die Nation, die an der Ernennung solcher Minister vollkommen unschuldig ist und nicht die geringste moralische oder politische Verantwortlichkeit für deren Thun und Lassen zu tragen hat, würde sich selbst ins Fleisch schneiden, wenn sie die Krone nicht eine Krone und die Nation nicht einen — sagen wir — Unglücksmanne nennen würde. Nicht den Chamberlains zum Schutz, aber allerdings den Bülowen zum Trutz registrieren wir ohne alle patriotischen Velleitungen den gänzlichen Mißerfolg der famosen „Granitbelagerung“.

Ihnen würdig ist die Kapitulation, die Graf Bülow als preussischer Ministerpräsident vor den junkerlichen Kanakrebellien vollzogen hat. Es war nicht der geringste Trumpf seiner Verehrer, daß er diese Tragikombödie zu glücklichem Ende führen werde, aber politisch erweist er sich darin abermals als derselbe hilflose Greis, wie sein Vorgänger. Er selbst hat dafür ausdrückliches Zeugnis abgelegt durch die mehr als nur gewundenen Reden, womit er sich in den Verhandlungen des preussischen Abgeordnetenhauses um die „Kanakaffis“ des vorigen Sommers herumzureden bemühte. Es ist wiederum nicht seit Mantenssels Zeit erlebt worden, und vielleicht selbst nicht einmal in dieser Zeit, daß der Ministerpräsident die Entlassung dreier seiner Kollegen vor dem Parlament nicht anders zu begründen wußte, als mit dem ins Belittliche übersetzten Wibelsspruch: Der König hat sie ernannt, der König hat sie entlassen, der Name des Königs sei gelobt! Was Wunder, daß solchen Leistungen gegenüber selbst die bürgerlichen Blätter rebellisch werden, daß speziell die freisinnigen Organe, die — thörichte und unverantwortliche Weise — jahrelang Melame für das staatsmännliche Genie des Grafen Bülow gemacht haben, mit dünnen Worten erklären, er verstehe elegante Phrasen zu machen, aber mehr stude nicht hinter ihm.

Es ist wahr, der desolatte Zustand, in den das politische Ansehen des Reichskanzlers geraten ist, fetter ihn um so fester an das Junkertum, aber — und dies ist die tröstliche Seite der Sache — macht ihn auch um so unfähiger, den junkerlichen Brotwucherer durchzudrücken. Wer sich noch zu erinnern vermag, mit welcher Wucht seinen plumpen Kitzelstiefel Bismarck vor mehr als zwanzig Jahren aufstampfen mußte, um die Getreidezölle einzuführen, damals, wo er noch jeden für tollhauswürdig erklärte, der auch nur an nähernd Brotzölle in der heute geforderten Höhe beanspruchten würde, der weiß auch, wie notwendig zum Gelingen solcher volksfeindlicher Pläne eine „starke“ Regierung ist.

das heißt, eine Regierung, die alle staatlichen Machtmittel mit brutaler Rücksichtslosigkeit in die Wagschale der Volksfeinde wirft. Dieser Kraftleistungen war ein Bismarck fähig, an dessen unheimliche Macht der bethörte Philistrier glaubte, aber Graf Bülow, dem schon die bethörtesten Philistrier das tragikomische Abschiedslied singen, ist ihrer nun und nimmer fähig. Wie tief müßte die Nation gesunken sein, die sich dies Monstrum von Zolltarif durch einen Minister aufhalten ließe, von dem sich selbst ein Chamberlain nicht ungestraft am Warte zupfen läßt.

Damit ist den Brotwucherern ein sehr wichtiger Posten in ihrer Rechnung gestrichen, aber auch sonst mehrten sich die Anzeichen, daß Tage heraufdämmern, die ihnen nicht gefallen werden. Je weiter die Zolltarifkommission in ihren Beratungen fortschreitet, um so klarer enthüllen sich die abschreckenden Züge der junkerlichen Deutepolitik, und es ist bezeichnend, daß sowohl die dem Junkertum verbündete Großindustrie, als auch das ihm so wohlgestimmte Centrum leise von ihm abzurücken beginnen. Verlieren auch diese Säulen, dann ist der Brotwucher im Ortus.

Bis dahin freilich wird noch eine gute Weile Zeit vergehen. Aber ein schneller Sieg liegt durchaus nicht im Interesse des Volkes, schon weil ein schneller Sieg nicht wohl ein gründlicher Sieg sein kann. Die junkerliche Frechheit ist bereits manches Mal zurückgeschlagen worden, aber sie ist immer wieder gekommen, und stets um so dreister; es gilt jetzt, sie so aufs Haupt zu schlagen, daß ihr die Lust zum Wiederkommen vergeht. Je gründlicher, um so besser, und am allerbesten wäre es, wenn die Sache an die Treiarier käme, wenn neue Wahlen zum Reichstage unter dem Zeichen des Brotwuchers ausgeführt würden. Diesem Ziele nähern wir uns mit jedem neuen Hindernisse, das sich gegen den Zolltarif aufstürmt, und wenn die Hindernisse so wachsen, wie im ersten Monate des neuen Jahres, so ist gute Aussicht dafür vorhanden, daß der Kampf um den Brotwucher da entschieden wird, wo seine wirkliche Entscheidung liegt.

Um seinen Ausgang brauchen wir dann nicht mehr zu sorgen; der Sturm des allgemeinen Stimmrechts würde die Deutepolitik des ostelbischen Junkertums für immer weglegen.

Politische Uebersicht.

Kulenkampff allüberall.

Die Geschichte des Kaufmanns Kulenkampff, der ins Loch mußte, weil irgend ein Kulenkampff von der Polizei gesucht wurde, hat nichts Wunderbares an sich gehabt, als seine Wirkung auf einen Teil der Öffentlichkeit. Es giebt Leute, die erst vor ein paar Tagen stannend entdeckt haben, daß „so etwas bei uns möglich ist.“ Dieses Erstaunen rührt aber nur daher, daß die Presse, die ihre Augen nicht überall haben kann, zu sehr

Er begab sich in letzter Zeit häufig hierher, um nachzudenken. In einer Ecke nach dem Felde zu stand eine Bank, halb von Hollunderbüschen verdeckt. Das war sein Brutplatz.

Gleich einem Holzsplitter, spit und hart und mit scharfen, schneidenden Kanten, hatte sich des alten Menschen-Mortensen Rat, ein wenig bei Cornelius draußen auf dem Mühlenhof „herumzufingert“, in sein Gehirn gehohlet. Tag und Nacht quälte dieser Gedanke ihn und machte ihn zeitweise ganz unzurechnungsfähig. Er konnte vor Nervosität zittern, wenn er auf der Straße Menschen scherzen und lachen sah. Er empfand die größte Lust, sie mit seinen lichtschnellen Stiefeln gegen die Schienbeine zu stoßen. Es war kein Sinn darin, daß sie dort umhergingen und sich amüsierten und guter Dinge waren, während er jede Minute am Tage vor Kummer und Elend hätte schreien und jammern können.

Zuweilen konnte er, während er ganz ruhig daheim in dem Zimmer hinter dem Baden saß, in eine solche Raserei geraten, daß er plötzlich Mutter Karren mit Schimpfworten und Vorwürfen überschüttete, weil sie zu viel verbrauchte und weil sie nicht Waren genug verkaufte und nicht genug nähte und nicht genug arbeitete und nicht Geld genug verdiente!

„Man selber läuft umher und rennt sich die Beine ab!“ schrie er und schwenkte drohend den langen Arm, — „Aber Du sitzt nur da und machst Dich in Deinem Stuhl breit und nicht zum Fenster hinaus wie eine Königin oder wie eine Staatsrätin!“

„Manuel! Manuel! Wie kannst Du nur so zu Deiner eigenen Mutter reden!“

„Ja, — heulen, — das verstehst Du!“

Seuilleton.

Neudruck verboten.

Die leibhaftige Goshett.

Roman von Gustav Mied.

Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann.

Die „Fressfäcke“ durchschritten die Stadt in einer Gruppe. Alle trugen sie florunküllte, hohe Hüte; und Nachdenklichkeit lag auf allen Gesichtern.

„Ja,“ sagte Redakteur Heilbunt, „jetzt hat er Frieden!“

„Es war viel Gutes an Erikfen,“ sagte Oberlehrer Clausen.

„Freilich war viel Gutes an ihm!“ sagte Stadtkassierer Lassen. „Seine Fehler hatte er natürlich auch.“

„Wer hat die nicht!“ sagte Fabrikant Köffel.

Nur Zollverwalter Knapsted sagte nichts.

Auf der Dybensbrücke blieb man stehen und starrete in das rinnende Wasser.

„Wieviel er wohl hinterlassen hat?“ fragte der Stadtkassierer.

„Ach, so sechzig- bis siebenzigtausend Kronen,“ sagte der Redakteur.

„Ja, ziemlich genau war er,“ sagte der Fabrikant.

„Ich weiß noch, als die Kirche restauriert werden sollte, war es nicht möglich, mehr als fünfzehn Kronen von ihm loszuzweifen.“

„De mortuis nihil nisi bene!“ sagte der Oberlehrer jant.

Der Zollkontrollleur aber sagte noch immer nichts. Dann gelangte man durch die Südstraße auf den Marktplatz, wo man sich verabschiedete.

„Ja, dann wird in diesem Jahre wohl nichts aus der Waldpartie?“ fragte Stadtkassierer Lassen.

Alle sahen den Vorsitzenden erwartungsvoll an.

„Ja — a —“ sagte er — „Beshalb? Ich finde doch nicht, daß —“

„Ja — a —“ sagte Köffel.

„Nein!“ sagte der Oberlehrer. — „Beshalb nicht? Wenn wir ein wenig damit warten, so —“

„Drei, vier Wochen, wie?“ meinte der Stadtkassierer.

„Ja, wenn er erst genügend verwest ist!“ entfuhr es plötzlich Knapsteds Munde.

Die „Brüder“ zuckten zusammen, und der Oberlehrer wandte sich rasch nach dem Zöllner um.

„Du solltest Dich schämen!“ sagte er. Knapsteds Gesicht nahm einen einfältigen Ausdruck an.

„Ja, ich meine nur,“ versuchte er, — „bei diesem feuärsten Wetter —“

„Sie meinen, Sie meinen —“ brauste der Redakteur auf. — „Wir wissen sehr wohl, was Sie meinen!“

Und der Stadtkassierer fügte hinzu:

„Du wirst wirklich bald zu amüfant!“

Und Fabrikant Köffel sagte:

„Es giebt aber doch Grenzen, Knapsted!“

Und dann trennte man sich mit einem kurzen „Adieu!“

Am Abend desselben Tages zwischen sechs und sieben, als Emanuel Thomsen seine Abschreibearbeit bei dem Hardsvogt beendet hatte, ging er den Prinzessinnensteig entlang, auf den Friedhof hinaus.

20]